

Boss wird orange

Ich werde alt. Bei Audi assoziiere ich immer noch Wackeldackel auf der Ablage und den karierten Hut, den früher unser Hausmeister auf dem „Brise“-gepflegten Haar trug und der komischerweise vor zwei, drei Jahren in keiner kultigen Kollektion von Prada bis Gucci fehlen durfte. Der Hut, nicht der Hausmeister. Ja, ich weiß, daß es völlig out und ungerecht ist, Audi für spießig zu halten. Meine Kinder würden bestimmt ihr Examen geben für einen Audi A3 Sportback. Lacoste ist so hip, wie es in Kombination mit goldener Rolex nie war. Und wahrscheinlich würden Trendsetter jetzt Reval oder HB rauchen. Wenn man noch rauchen würde. Ich komme imagemäßig auch noch nicht ganz damit zu recht, daß Jägermeister ein angesagter Partydrink ist. On the

.....Inga Griese



rocks. Früher kippten sich so etwas Typen mit Korzhüten in der vernebelten „Schützenklause“ hinter die Binde.

Man hat halt so seine Markenschulung. Und wenn ich ehrlich bin, denke ich bei Boss auch manchmal noch an Möchtegerns in kantigen Sakkos hinter getunten Golf-GTT-Lenkrädern. Das sind wirklich olle Kamellen. Es scheint, als könnten wir es immer noch nicht recht fassen, daß die gediegenen Deutschen Mode fabrizieren, die es allemal mit Weltrufmarken wie Gucci, Dolce&Gabbana oder Prada aufnehmen kann. Jil Sander und Wolfgang Joop sind nicht mehr allein. Und so wie sich Audi vom Wackeldackel befreit hat, ist es Boss längst gelungen, das Vokuhila-Zöpfchen samt Goldkettchen zu entsorgen.

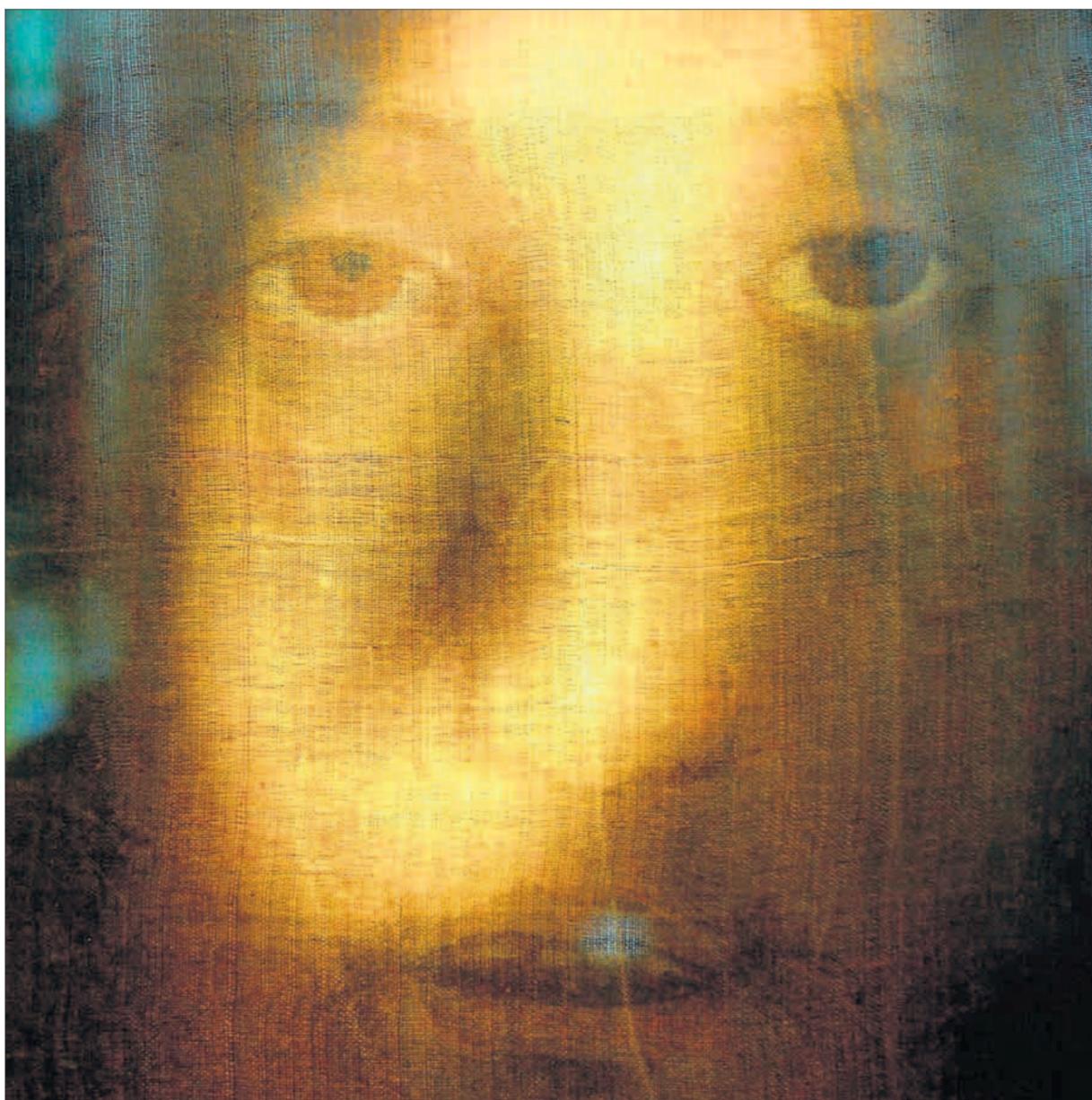
Boss ist auch nicht – wie manchmal geunkt wird, weil der Erfolg so unfaßbar scheint – nur eine perfekt funktionierende Marketing-Maschine. Es ist auch mehr als ein Label, mit dem Mann und inzwischen auch Frau perfekt, modisch genug und bezahlbar angezogen sind. Der englische Schauspieler, schwule Frauenschwarm und Boss-Träger Rupert Everett hat es so formuliert: „Es ist eine demokratische Marke. Man fühlt sich nie overdrressed, aber auch auf einer Dolce&Gabbana-Party völlig cool.“ Boss macht eben auch Mode.

Mit dem Segment „Hugo“ für die Schmaleren und Frecheren fing es an, mit Boss Orange setzen die Metzinger nun Maßstäbe im „Sportswear-Bereich“, was man früher Freizeitkleidung nannte und heute auch in der Arbeitszeit getragen wird. In Berlin – die Schwaben sind der Hauptstadt treu wie kaum einer – wurde imagederecht jetzt der „Flagshipstore“ für die „Orange“-Linie eröffnet. Denn „die Stadt ist zernig, lebhaft, groß, veränderungswillig, noch nicht so statisch“, lobt der Boss-Vorstandsvorsitzende Bruno Salzer. Man könnte das auch über sein Unternehmen sagen. Und über die fröhliche Kollektion von Andrea Canelloni. In jedem Teil ist ein Tütchen verborgen mit einem Rosenquarzteinchen und magischer Botschaft. Weil die Mode derzeit ohnehin mit inneren Werten spielt und ein bißchen Feng Shui im Jeansjäckchen nie schaden kann. Früher dröhnten „Du kannst es“-Kassetten, heute trägt man halt Motivation. Die Botschaft lautet: „Orange kombiniert die Energie von Rot und die Freude von Gelb. Es steht für Enthusiasmus, Kreativität und Attraktion und symbolisiert Schönheit, Vitalität, Unabhängigkeit und Heiterkeit.“ Probieren Sie doch mal.



In jedem „Boss Orange“-Kleidungsstück steckt ein Tütchen mit magischer Botschaft

Der Papst wird im Mai eine von der WELT enthüllte Reliquie in den Abruzzen besichtigen. Sie könnte ein Grabtuch Jesu sein



Am Anfang war das Bild

VON PAUL BADDE

Die „Reinigung der Erinnerung“ hat Johannes Paul II. wiederholt der katholischen Kirche abverlangt. Auf diesem Weg setzt nun auch Benedikt XVI. einen spektakulären neuen Schritt. Im Mai wird er das „Heilige Antlitz“ von Manoppello aufsuchen, ein Tuch, das die WELT 2004 erstmals einer größeren Weltöffentlichkeit vorstellte. „Sollten wir nicht darin das wahre Verhängnis der Welt sehen und um so lauter und eindringlicher zu Gott rufen, daß er sein Antlitz zeige?“ fragte er als Kardinal schon vor Jahren. Vor Wochen erklärte er, daß Dantes „Göttliche Komödie“ ihn zu seiner ersten Enzyklika (über die Liebe) inspiriert habe, wo uns im innersten Licht des Paradieses schließlich nicht etwa ein noch gleißenderes Leuchten, sondern das zarte Gesicht eines Menschen begegnet: das Antlitz Jesu Christi. Daß Gott „ein menschliches Gesicht“ besitzt, sei der alles bewegendste Höhepunkt dieses „kosmischen Ausflugs“.

Dantes Verse aus dem Jahr 1320 erinnern mit den Reiseplänen des Papstes jedoch auch daran, daß unser „Krieg der Karikaturen“ in Wirklichkeit nur eine Karikatur früherer Bilderstürme ist. Der wahre Streit um das wahre Bild Gottes hat Rasereien hinter sich, denen schon Tausende zum Opfer gefallen sind – jedoch aus der Hand von Christen, nicht von Moslems. Unzählige Ikonen wurden dabei verbrannt und zerhackt, ihre Verherer verbannt, gefoltert, ermordet. Kaiser Leo III., der Isaurier, wollte im Jahr 730 alle Ikonen des Byzantinischen Reiches zerstören, um den christlichen Kult „zu reinigen“. Auch nach ihm hat dasselbe Fieber die Christenheit immer wieder einmal überfallen, jeweils begleitet von aufgeheizten Debatten. Denn das Hauptmotiv der hartnäckigen Verteidiger der Bilder blieb immer gleich: Christen haben ein Urbild Gottes, sagen sie. In Jesus Christus habe Gott sein Gesicht gezeigt. Darum dürfen Christen Gott abbilden. An ihrem Anfang steht also keine neue Schrift, sondern ein Bild. Bis die Evangelien geschrieben waren, besaß die junge Kirche

nur die jüdische Bibel. Das Christentum wurde aber auch dadurch zu keiner Buchreligion. Äthopiens Christen etwa konnten sich bis ins 9. Jahrhundert nur von Ikonen und Erzählungen entwickeln, vollkommen ohne Schrift. Diese Urerfahrung von einem Gott, der sich gezeigt hat, wurde sehr früh schon begleitet von Nachrichten eines geheimnisvollen Urbilds, das im Innern der Christenheit von Generation zu Generation weitergereicht wurde. Zuerst taucht im Raum von Edessa in Ostanatolien im 6. Jahrhundert ein solches „Bild König Abgars“ mit „vier Falten“ in frühen Texten auf. Eingemauert in einem Stadttor, soll es da viele Stürme überstanden haben. Später ist es lange in Konstantinopel bezeugt, wo es Vorbild wurde für das große Christosmosaik in der Kuppel der Hagia Sophia. Im 8. Jahrhundert verschwindet das Bild dann aus allen byzantinischen Quellen, während zur gleichen Zeit ein ähnlich rätselhaftes Porträt auf einem zarten Schleier plötzlich in Rom erscheint, wo es bald nur noch „Schweißbuch der Veronika“ genannt wird. In den Grotten unter dem Petersdom finden sich fünf Fresken, die jenes „Ziborium“ bis heute festhalten, das Papst Johannes VII. im Jahr 705 für dieses „allerheiligste Schweißbuch“ errichten ließ. Der wichtigste Reliquienschein der alten Basilika.



FOTOS: PHILIP BADDE

Das „zweite Grabtuch“ von Manoppello zeigt ein Gesicht in changierenden Farben (oben). Der kleine Ort, in dem sie aufbewahrt wird, liegt in den Abruzzen (unten)

Als im Jahr 1506 mit dem Neubau des heutigen Doms begonnen wurde, schuf Donato Bramante gleich über dem Grundstein eine neue Schatzkammer für die Kronreliquie. Der erste der vier hohen Pfeiler, auf denen die Peterskuppel ruht, wurde damals als Hochsicherheitsstresor für diesen feinen Schleier ausgebaut. Hier sollte er hinein, als der alte Schrein im Jahr 1608 abgerissen wurde. Und hier verschwand die Urikone noch einmal im 17. Jahrhundert – obwohl seit damals noch immer einmal pro Jahr für wenige Sekunden eine „Veronika-Reliquie“ auf der Loggia des Pfeilers gezeigt wird, auf dem jedoch mit bloßem Auge absolut nichts zu erkennen ist.

Aus der Welt verschwunden ist die Mutterikone Christi aber wohl dennoch nicht. Eine ganze Reihe von Indizien sprechen inzwischen überwältigend dafür, daß das „Heilige Gesicht“ von Manoppello, das der Papst im Mai besuchen will, identisch ist mit dem alten „Schweißbuch der Veronika“ und dem noch älteren „Abgar-Bild“. Es vereint in sich Qualitäten von Fotos, Hologrammen, Gemälden, Zeichnungen mit rätselhaften Ungenauigkeiten und Ungenauigkeiten. Der Stoff, auf dem es ruht, hat feinere Qualitäten als Nylon. Vor allem aber gleicht das Antlitz Christi keinem zweiten Kunstwerk. Die Schattierungen des Porträts sind delikater, als Leonardo da Vinci sie mit seiner Sfumatura zu zaubern

verstand. In manchem erinnert das Bild an eine Fotografie, doch in der Iris ist die rechte Pupille leicht nach oben verschoben, wie es in keinem Foto möglich ist. Genauso wenig kann das Bild eine Holografie sein, der es trotzdem gleicht, wenn Licht von hinten den Schleier bescheint. Vier deutliche Falten durchziehen das Tüchlein, als wäre

oben fehlen dem Bild zwei Ecken, die irgendwann durch Flicker aus feinsten Seide ersetzt wurden. Gegen Licht wirken diese Flicker grau, der Schleier hingegen durchsichtig, wie nur Muschelseide durchsichtig sein kann. In Manoppello wird das Bild natürlich hoch verehrt. Hier genügt den Menschen für Jahrhunderte die Legende, daß „ein Engel“ das Bild im Jahr 1506 dorthin gebracht habe, bis vor einigen Jahren Schwester Blandina Schlömer und Pater Heinrich Pfeiffer, eine deutsche Trappistin und ein deutscher Jesuit, zu fragen begannen, woher dieser Engel denn wohl kam. Zunächst aus Rom, das scheint inzwischen gewiß.

Woher es aber wirklich kommt, bevor es hier die Stürme der letzten Jahrhunderte überlebte, wird auch der deutsche Papst nicht einfach beantworten können. Hier wird er zuerst vor der Frage auf die Knie gehen. Das Gesicht hat eine eigenartige Spiegelwirkung. Es ist fremd und nah zugleich. Am allermeisten gleicht es jedoch dem Antlitz des Mannes, der einmal in dem Turiner Grabtuch gelegen hat. Es

einstimmung zwischen beiden Abbildern dennoch auf den ungleichen Tüchern ist. Alle bisher möglichen Messungen lassen auf ein und denselben Abgebildeten schließen. Beide Tücher bilden eine einzige identische Figur ab, beide als Urbilder und beide vollkommen verschieden. Alles andere sind Kopien. Wenn ein einziges Gewebe auf der Welt also für sich beanspruchen kann, als „zweites Grabtuch“ zu gelten, dann dieses „Heilige Gesicht“ aus Manoppello, vor dem der 266. Nachfolger des Apostels Petrus bald knien wird. Petrus sah in Jerusalem als erster im leeren Grab „die Leinenbinden und das Schweißbuch“ liegen, wie der Evangelist Johannes schreibt. Erst nach ihm ging Johannes selbst hinein und „sah und glaubte“.

Was sah er denn, daß er so schnell glaubte? Und was wird Benedikt XVI. nun sehen? Er weiß, daß schon im 6. Jahrhundert byzantinische Heerführer ein geheimnisvolles Christusbild als Siegesbanner in ihren Kriegen und Schlachten gegen die Perser mit sich führten – so wie das alte Israel die Bundeslade in seinen Feldzügen gegen die Philister mit sich führte. Auch die Bundeslade war schon verlorengegangen und auf abenteuerliche Weise wiedergefunden worden, bis sie schließlich endgültig verschollen ging: das „Allerheiligste“ Israels mit den göttlichen Geboten vom Berg Sinai. Muß das Wiederauftauchen des göttlichen Gesichts den Papst da nicht noch mehr beflügeln als eine letzte Wiederentdeckung der Bundeslade? Heute kann und darf die Christenheit keinen Krieg mehr führen, weder gegen die Perser noch die Philister. Gewaltige Kämpfe stehen aber dennoch an, die Benedikt XVI. am Tag seiner Wahl schon aufgenommen hat. Da wird die Christenheit ihr altes Siegesbanner wieder gut brauchen können: das göttliche Urbild der menschlichen Person, das Dante mitten im Licht der Liebe erblickte, die „die Sonne und Sterne bewegt“.

Paul Badde ist Autor des Buches „Das Muschelseidentuch“, das im März unter dem Titel „Das Göttliche Gesicht“ neu bei Pattloch erscheinen wird.

Indizien sprechen dafür, daß das „Heilige Gesicht“ von Manoppello identisch ist mit dem alten „Schweißbuch der Veronika“

es lange Zeit einmal längs und zweimal waagrecht gefaltet gewesen. Die Farben schimmern changierend zwischen Umbra, Siena, Silber, Schiefer, Kupfer, Bronze oder Gold, doch in der Art von Schmetterlingsflügeln; denn unter dem Mikroskop wurden keine Farbspuren in dem Gewebe entdeckt – und im Gegenlicht wird es transparent wie klares Glas; dann verschwinden auch die Falten vollkommen. Diese letzten Phänomene lassen sich sonst nur bei Muschelseide beobachten: dem kostbarsten Gewebe der Antike. Der Unterschied zu gewöhnlicher Seide läßt sich hier aber mit bloßem Auge erkennen. Denn links und rechts